



Almodóvar-Film „Begierde“: „Womit habe ich das verdient?“

wegen Zarah Leander. Mit deren Gesang nämlich nervt der muffige Macho seine Gloria, bis sie ihm den Garau macht – ein Volltreffer über den Schädel mit einem Schinkenknochen. Anschließend kocht sie sich daraus ein Süppchen, während die Kriminalbeamten mit der Nutte von nebenan beschäftigt sind.

Weil Almodóvar das Kino so mörderisch mag, hat die spanische Polizei bei ihm immer gut zu tun: Die Klischee-Bullen, die er aufmarschieren läßt, halten am Tatort erstens nach Kokain Ausschau, das sie sich sofort reinziehen, zweitens nach einer Frau, über die sie sich mit drohenden Verdächtigungen hermachen könnten, und sind drittens kaum an Wahrheitsfindung interessiert. Wenn am Ende das Publikum weiß, wer was warum, ist der Kino-Gerechtigkeit ja Genüge getan, und darüber hinaus gilt nicht nur in „Matador“: „Man soll dem Augenschein nicht trauen.“

In „Matador“ (1986) hat die Polizei mit einem Jungen aus reichem, gut faschistischem und „Opus Dei“-hörigem Hause zu tun, der Torero werden will, obwohl er kein Blut sehen kann, und sich einer ganzen Reihe von Morden bezichtigt, an Mädchen wie an Männern. Im schaurigen Fortgang des Dramas finden die beiden wirklichen Täter schicksalhaft zueinander: eine Stierkampf-Fanatikerin, die auf der Jagd nach dem Superorgasmus junge Männer in ihren Armen ersticht, und ein abgewrackter Ex-Torero, der seinen Killerinstinkt nun auf Mädchen richtet. Mit dem pompösen „Matador“-Finale – Doppel-Liebestod nach der Regel „Killst du mich, so kill' ich dich“ – hat Almodóvar einen markanten Schritt in den Himmel des Superkitschs getan, und „Das Gesetz der Begierde“ hält sich auf dieser Höhe: Da steht am Ende ein Pietà-Bild, mit zwei

nackten Männern vor einem brennenden Muttergottesaltar.

Pedro Almodóvar filmt nicht nur. Als Texter und Sänger des Duos „Almodóvar und McNamara“ hat er mit der Popgruppe Alaska eine Menge Shows bestritten und inzwischen mehrere LPs herausgebracht („Unser Witz ist, daß wir mit jedem Auftritt schlechter werden“). Diese Frechheit hat zu respektablen Plätzen in der spanischen Hitparade gereicht, doch Weltruhm winkt eher im Kino. „Das Gesetz der Begierde“ hat reichlich Pfeffer zu jener Art von Spätvorstellungs-Heuler, die man Kultfilm nennt. „Ich wollte einen Klassiker drehen“, sagt Almodóvar, stets vor Bescheidenheit strotzend, und das Resultat, immerhin, hält er für ein „unvollkommenes Meisterwerk“.

Angewärmte Elite

„Another Country“. Spielfilm von Marek Kanievski. Großbritannien 1984; Farbe; 90 Minuten.

Marek Kanievskas 1984 gedrehter Debüt-Film „Another Country“ ist ein brillantes Beispiel, wie man falsche Wahrheiten als wahre Falschheiten verkauft: Durch zahlreiche logische Schritte wird eine falsche Hypothese auf eine ebenso falsche Prämisse zurückgeführt, wobei die Opulenz der Beweiskette von der Unsinnigkeit des Verfahrens ablenken soll.

Die schon 1984 in Cannes gezeigte Adaption des gleichnamigen Theaterstücks von Julian Mitchell, der auch das Drehbuch schrieb, hinterließ bei der Kritik unterschiedliche Reaktionen. Für den Hauptdarsteller Rupert Everett, der zur Entdeckung des Festivals avancierte, wurde sie das Sprungbrett zur Weltkarriere. Anlässlich seines Erfolgs in „Chro-

„Hier fühle ich mich wohl.“

In meiner Klasse sind nur 15 Kinder, und bei der Anfertigung der Hausaufgaben helfen mir die Lehrer. Dadurch habe ich große Fortschritte gemacht. Hier bin ich gut aufgehoben.

Wir wohnen ausschließlich in Einzel- und Doppelzimmern.

Alle Schulen sind staatlich anerkannt, alle Prüfungen finden durch unsere Lehrer im Hause statt.

Am 28. 6. 1987
„Eltern-Info-Tag“
von 14–17 Uhr.

Internat Schloß Eringerfeld

Grundschule · Hauptschule · Real- und Aufbaurealschule · Gymnasium mit differenzierter Oberstufe · Berufsgrundschuljahr (Hauptschulabschluß nach 1 Jahr) · Handelsschule und Höhere Handelsschule · Höhere Handelsschule mit Gymnasialem Zweig (Abitur)

4787 Geseke/Eringerfeld
Tel.: 02954/900
Bitte fordern Sie Informationen an!

FEUER! Rette sich, wer kann!



Sie können! Wenn Sie den „Fire Saving Set“ im Haus haben. Bei blockierten Fluchtwegen sollen Sie sich sicher durchs Fenster ab. Ohne

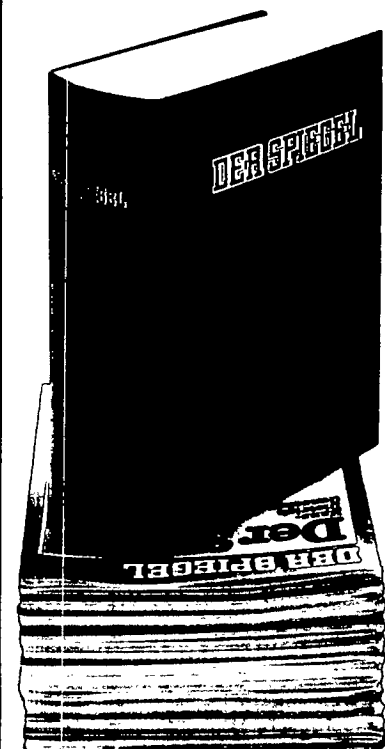
fremde Hilfe. Aus Höhen bis 50 m. Die Spezial-Rettungshose gibt Ihnen Halt und sicheren Schutz. Abseilgerät mit Bremse. Die Abseilgeschwindigkeit bestimmen Sie selbst. Anwendbar für jedes Haus. Vielfach getestet und bewährt. Von Feuerwehrexperten empfohlen. TÜV-geprüft. Informationen u. Vertrieb durch H. Oelschläger Metallwarenfabrik GmbH & Co., Abtlg. 10, Postfach 308, 2812 Hoya



FIRE
SAVING
SET
FSS

DER SPIEGEL – ein Lexikon der Zeit- geschichte

Es gibt kein ergiebigeres Nachschlagewerk zur jüngeren Geschichte als eine SPIEGEL-Sammlung.



Wer auch morgen die Facts von heute parat haben will, kann aus SPIEGEL-Heften mit **Einbanddecken** ein Lexikon machen.

Für einen SPIEGEL-Jahrgang sind vier Einbanddecken erforderlich; deren Rückenbreite kann erst am Ende eines Quartals festgelegt werden. Bestellungen sind deshalb nur für zurückliegende Quartale möglich; bitte angeben, für welche Jahresquartale die Einbanddecken benötigt werden.

Preis DM 9,- pro Einbanddecke (inkl. Umsatzsteuer).
Versand gegen Vorkasse, im Inland portofrei.

Überweisungen mit genauem Bestellvermerk bitte auf Postgirokonto Hamburg 7137-200 (BLZ 200 100 20).

SPIEGEL-Verlag
Vertriebsabteilung
Postfach 1104 20, 2 Hamburg 11

nik eines angekündigten Todes“ läuft „Another Country“ nun auch in Deutschland an.

Die Handlung basiert auf authentischen Zusammenhängen: 1951 setzten sich zwei hohe englische Regierungsbeamte – aus traditionsreichen Familien stammende Absolventen von Elite-Schulen – nach Moskau ab. Vier Jahre später enthüllte ein ehemaliger sowjetischer Diplomat in einer britischen Tageszeitung anhand dieses Vorfalls Strategien des KGB, Agenten schon als Jugendliche an Elite-Schulen anzuwerben. Sie wuchsen als sogenannte Maulwürfe zwangsläufig in Funktionen hinein, in denen sie später für eine Spionagetätigkeit aktiviert werden.

Der Film behauptet, diese Schwachstellen würden implizit durch das Klima der Elite-Schulen produziert – genau wie Homosexualität. In der Handlung führt die unglückliche Analogie zu einer symbiotischen denunziatorischen Verknüpfung von Kommunismus und Homosexualität, wie sie absurder nicht sein könnte. Getarnt ist der Schulter-Kurz-Schluß der rot angewärmten Elite durch die Geschichte dreier Protagonisten, die zwar nicht ohne belletristischen Reiz, aber ohne jeglichen Erkenntniswert erzählt wird: Da schwelgt die Kamera (Peter Biziou) in lauen Mondnächten und behutsamen Liebeszenen oder schaut dem eifrigen Kommunisten in seiner kargen Lern-Klausur über die kräftige Schulter direkt ins Kapital.

Trotzdem präsentiert der Film – in der Rahmenhandlung – plausible Wahrheiten. Die atmosphärisch dichte Darstellung des Klimas einer englischen Elite-Schule in den dreißiger Jahren zeigt, wie sich die gesellschaftlichen Wertvorstellungen der Oberschicht reproduzieren. Die Anpassung junger Menschen an die herrschende Norm wird akribisch nachgezeichnet und ist immer sichtbar.

Guy Bennett (Rupert Everett) ist homosexuell, sein Freund Tommy Judd (Colin Firth) Kommunist – was beide im Internatsleben zu Außenseitern stempelt. Obwohl Guy sich eher unverhüllt zu seinen Neigungen bekennt und clever gegen Anfeindungen zur Wehr setzt, wird er letztlich dadurch bestraft, daß man ihm den Aufstieg zum „Lord“, der höchsten Stufe der Schul-Hierarchie, verweigert. Für Guy, der eine Diplomat-Karriere anstrebte, Grund, sich zu rächen: Er wird KGB-Spion. Das klingt nicht nur abstrus, sondern ist es auch.



Erziehungsfilm „Another Country“
Zuchthaus Schule

Dieser Hang zur Vereinfachung zieht sich durch die gesamte Haupthandlung. Anlässlich eines Rendezvous mit einem anderen Schüler erzählt Guy eine ihn angeblich prägende Episode: Als Kind erlebt er, wie sein Vater während des Geschlechtsakts auf der Mutter dahinscheidet. Zwischen dem Kindheitserlebnis und der Homosexualität wird assoziativ ein Zusammenhang herausgefordert, der sogar im Volkshochschulkurs „Psychologie für Anfänger“ nur Hohngelächter ernten würde. So hangeln sich die Protagonisten von einer monokausalen Erklärungs-Platitüde zur nächsten – ein wahres Freudenfest für mentale Dünnbrettbohrer. Kommunist Tommy schleppt – um das Maß an Klischees voll zu machen – pausenlos eine Leninbüste durch den Film und verendet, zweiundzwanzigjährig, in irgendeinem Bürgerkrieg. All diese aufgeblasenen Miniaturen malen ein Zerrbild ohne wesentlichen Realitätsgehalt und führen lediglich zu Vorurteilen oder ihrer Verfestigung.

Überzeugend dagegen die Darstellung des allzeit gegenwärtigen Schulalltags: ein Zuchthaus, dessen Eckpfeiler Hierarchie, Religiosität, militärischer Drill und Sport unversaute Kinder zu Objekten gesellschaftlicher Spielregeln abrichten.

Quirlige Knirpse, die ihre Schuluniformen wie Strampelanzüge tragen, werden in kürzester Zeit zu befrackten Kindergeisen. Rosige Knabenschnauzen mutieren zu normierten Zylinderköpfen,

* Mit Rupert Everett und Colin Firth.

spätaristokratische Früh-Yuppies lassen sich von jüngeren Schülern den Pausen-Schampus vorkühlen. Unterdrückung und Ständesdünkel fungieren als Sendboten kommender Verknöcherung und deformieren die Jugendlichen zu gramgestählten Lastenträgern des ererbten Herrschaftsloses.

Muffige Schlafsäle, kleine Studierstuben, braune Holzvertäfelungen und schummeriges Halbdunkel schaffen Bilder aufdringlicher Kraft und Bezüge zu den ausgelieferten Menschen. Der Schul- als Kasernenhof, morgendliche Appelle und körperliche Züchtigung passen sich nahtlos ein. Selten erscheint ein Lehrer im Bild – die Hierarchie der Opfer reguliert sich selbst und muß nur an wenigen Stellen überwacht werden. Regeln sind das Korsett des Alltags, ihre Einübung gilt als alleinige Daseinsberechtigung.

Geübt hat auch der Regisseur, der zwar ein vorzügliches Ambiente, aber keinen plausiblen Handlungsstrang und damit ein fragwürdiges Resultat abgeliefert hat: Hedwig Courths-Mahler bei Kommunisten und Schwulen – und das vor dem Hintergrund des wirklichen Lebens.

Willy Theobald

Western und Wahrheit

„Salvador“. Spielfilm von Oliver Stone. USA 1985. Farbe; 123 Minuten.

Oliver Stone hat seinen „Salvador“-Film vor seinem Vietnam-Film „Platoon“ gedreht: Wenn er jetzt, nach „Platoon“, in die deutschen Kinos kommt, so hängt das sicherlich mit dem Oscar-Segen zusammen, der zwischenzeitlich über Stone herniederprasselte. Man traut sich, so abgesichert, auch an „Salvador“ ran.

Denn „Salvador“ ist der politisch unheimlichere der beiden Stone-Filme, weil er unbehaglich nah an die Mittelamerika-Politik der Reagan-Regierung herankommt. „Platoon“ erinnerte die amerikanischen Zuschauer daran, was in Vietnam geschehen war, „Salvador“ dagegen versucht zu zeigen, was sich heute noch, Tag für Tag, in Mittelamerika abspielt – auch wegen und vor allem dank der massiven amerikanischen Unterstützung und Einmischung.

Stone hat die Erlebnisse des amerikanischen Photojournalisten Richard Boyle verfilmt. Der erlebte Folter und Terror der rechten Militärs, die Mitwirkung der amerikanischen „Berater“, die, je näher Reagans Wahlsieg über Carter zu rücken schien, immer offener die marode Militärdiktatur unterstützten.

Vor allem erlebt Boyle im Film die Ermordung des Erzbischofs Romero während einer Messe in der Kathedrale von San Salvador 1980. Ein aufgeputschter Ultra hatte ihn während der Kommunion abgeknallt, weil er gegen die Aktionen der Todesschwadronen gepredigt hatte.

Wo Stones Film korrupte Militärs bei ihren billigen Gelagen, bei dem sich in Folter und Vergewaltigung austobenden kranken Machismo zeigt, wo er Massaker schildert, Leichenberge auf Müllhalden fotografiert, gewinnt er eine schier dokumentarische Authentizität.

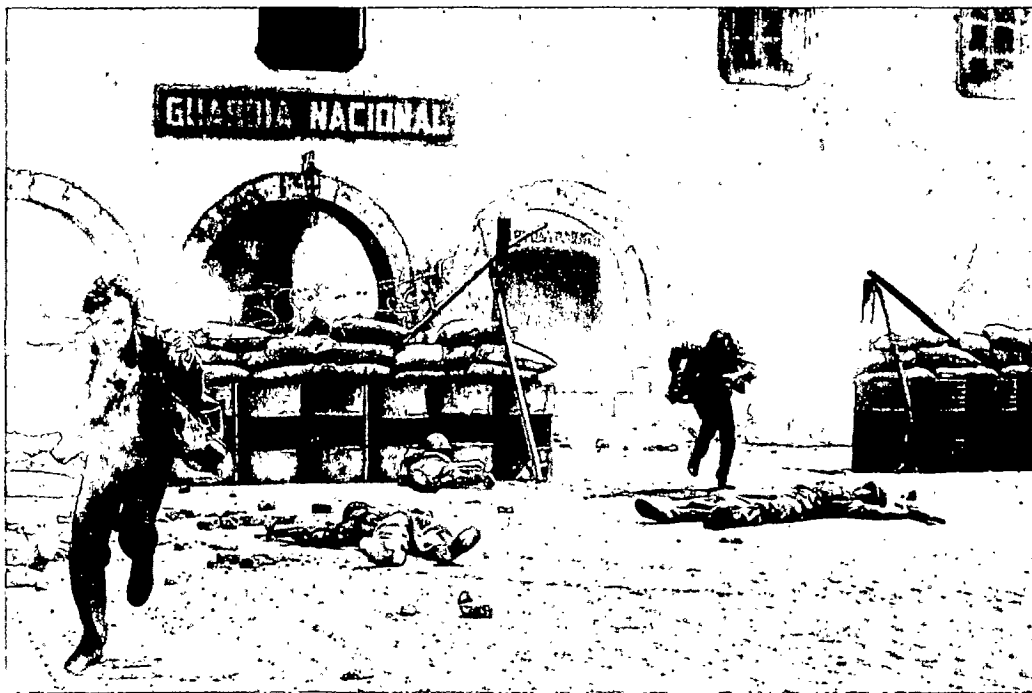
Auch die verlegenen Feste auf der US-Botschaft, die einen hilflos liberalen Botschafter vorführen, der von hart entschlossenen Beratern umgeben ist, wirken authentisch, sie zeigen, wie man in den Würgegriff derer gerät, die man aus blinder Kommunismisshandlung um jeden Preis unterstützen muß.

El Salvador im Film (wie in der Wirklichkeit) ist ein Land, das in Blut und

seinen Jungen weglief und er auch noch aus der Wohnung geworfen wurde. Kein Watergate-Investigator also, sondern einer, der sich in Kneipen und Hurenhäusern herumtreibt.

Trotzdem: Wenn er auf Pressekonferenzen der Militärs als einziger die Stimme der Wahrheit erhebt, dann scheppert das Western-Pathos, so sehr diese Stimme auch mit Alkohol geölt ist.

Im Krieg entflammt seine Liebe zu einer schönen, pittoresk in einer Hängematte am weißen Strand lebenden Mittelamerikanerin. Schier unerträglich wirken diese melodramatischen Privaterlebnisse, die in den Frontbericht eingeklinkt sind: Boyle, der auf dem Weg zu den



Stone-Film „Salvador“: Im Würgegriff des Militärs

Verzweiflung ertrinkt. Auch bei den Guerrilleros neigt Stones Film nicht zur blanken Heroisierung, deren Terror wird nicht unterschlagen: beim Rückzug erschießt eine Partisanenführerin, darin von den Militärs nicht unterschieden, alle Gefangenen durch Genickschuß.

Das Dilemma des „Salvador“-Films ergibt sich daraus, daß Stone den mittelamerikanischen Bürgerkrieg und seine unglaubliche Bestialität aus dem Blickwinkel eines journalistischen Haudegens betrachtet. Als Augenzeugenbericht hatte das den Vorteil des Authentischen. Der Film, der diesen Photo-Desperado dauernd in Aktion bewundernd ablichtet, verliert genau dadurch seine Glaubwürdigkeit an Wildwestspielereien.

Zwar war Richard Boyle (den James Woods unrasiert und fern der Heimat darstellt) gerade kein Bilderbuch-Reporter, sondern einer, der total abgewrackt war und mit seinen Bildern und Berichten aus El Salvador seine letzte Chance suchte, nachdem er zu Hause beruflich gescheitert war, ihm seine Frau samt

Guerrilleros noch einen Zwischenhalt bei seiner Freundin macht, um sie in der Matte und im Gegenlicht zu lieben. Boyle, der kurz vor der Ermordung des Erzbischofs in der Kathedrale mit listigem Schmutzeln beichtet: Ob er nicht doch noch wenigstens ein bißchen saufen, Mariuhana rauchen und herumhuren dürfe, ohne daß Gott . . . ?

Neben solchen verfehlten Schwank-Einlagen sind es besonders die Kriegsreporter-Szenen, die zur süßlichen Heldenverehrung ausarten. Boyle und sein blonder Kollege John Cassady (den John Savage als Jung-Siegfried im Dschungel spielt) stapfen da photographierend durch Stahlgewitter, als wäre der Bürgerkrieg eine einzige Wagner-Oper mit Feuerzauber. Natürlich schlägt sich in solchen Heroen-Szenen ein blinder Glaube an die Kraft von authentischen Photos nieder, den Stones Film verständlicherweise hegt, der ihn aber ausgerechnet zu seinen unglaublichsten Momenten verleitet.

Hellmuth Karasek